

# Die Stadt im Dunkel.

(Kriegs-Korrespondenz aus Triest.)

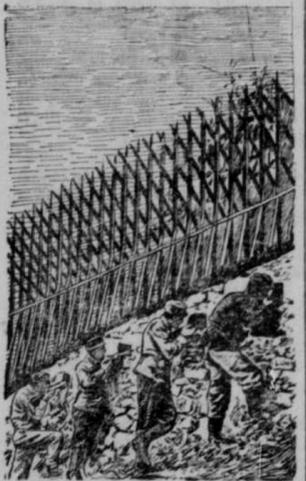
Droben auf dem Semmering, wo der Triester Schnellzug seine rechte Frucht friedlicher Sommerfrüchte ablegte, hatten wir zum letztenmal ein paar Atemzüge frischer, herber Alpenluft genießen können. Dann war es heiß und immer heißer geworden, die südliche Steiermark und das kroatische Land um Laibach hoch und stimmerten in der Juli- Glutsonne. Auf die Menschen wickelte diese infernalische Hitze doppelt lähmend, weil uns eine Reihe von Lü-

übertönt. Und vor uns — ja man mühte doch eigentlich die Lichter von Triest sehen, den Schimmer der großen Stadt, das Blinkfeuer des Leuchtturms, das den Antommenden immer so freundlich grüßte. Nichts von alledem — der Zug fährt in ein tiefes Dunkel und ein großes Schweigen, kaum daß an den Schienenkreuzungen ein paar matte Laternen aufleuchten. Und plötzlich hält er, mitten in der von ein wenig flüchtigem Mondschein gemilderten Finsternis, still.



Ein deutscher Schützengraben in Flandern, ausgebaut mit Zuhilfenahme von Sandtäden.

ten, regnerischen Sommern vergessen gemacht hat, wie ein richtiger südlicher Juli eigentlich beschaffen sein soll. Der Abend kommt, aber es will nicht kühler werden. Jetzt braust der Zug durch die Steinwüsten des Karst, die wie ungeheure Thermophore die tagsüber aufgespeicherte Wärme widerstrahlen. Und immer stärker wird der Gedanke an die Truppen, die da oben auf den blick verschimmernden Höhenzügen im Westen, auf den wasserlosen, heißen Bergen am Jonzo kämpfen und bluten.



Moderne italienische Schützengräben.

Station Opicina. Jetzt sind wir schon ganz nahe an Triest, hoch über der Stadt am Meer, die nur ein Hügel unserer Blüten entzieht. Der Zug fährt abwärts nach Westen, gerade auf die Front los, der er sich in der Station Adrefia bis auf acht Kilometer nähert. Vergeblich suchte man sich die Zeiten des Friedens im Gedächtnis zurückzurufen, da man von hier aus über Terzoignano und durch die Nebenhügel Venetiens fahrend dem eng befreundeten Nachbar einen Besuch abstatten konnte. War das wirklich so, oder ist es eine Sage? Drüben bei Monfalcone, wo der Nachbar jetzt sich steigt eben eine Leuchtkegel in die Höhe, das dumpfe Dröhnen der Geschütze, das seit Opicina durch das Rollen des Zuges brummt, wird deutlicher hörbar.

Am Meer entlang geht die Fahrt weiter. Dort liegt im zarten Mondschleier das weiße Seeschloß Miramare; der dunkle Streifen im Westen, jenseits der Panzanobucht, ist das Schwemmland der Jonzomündung, von wo unablässig das Rollen der schweren italienischen Geschütze her-

wir sehen die noch dunklere Deffnung einer großen Bahnhofshalle: Triest. Froh, dem heißen Eisentag des Waggons entinnen zu können, springt man auf den Bahnsteig, eilt hinaus auf die Straße, von einer unbestimmten Hoffnung auf „Meerluft“ und „süßige Brise“ belebt. Oh weh! Auf den weiten, mit ungeheuren, weißen Quadrern gepflasterten Plätzen, zwischen den hohen Steinbauten der zum großen Teil ganz modern gebauten Stadt ist es womöglich noch schwüler als oben in den Karstbergen: der unsichtbare Wasserdampf des dunstenden Meeres legt sich wie ein feuchter Umschlag über den Körper, der kurze Weg vom Bahnhof zu dem Riesenhotel am Molo wirkt wie anstrengende körperliche Arbeit. Schwer lastet die Hitze der Nacht auf der finsternen Stadt.

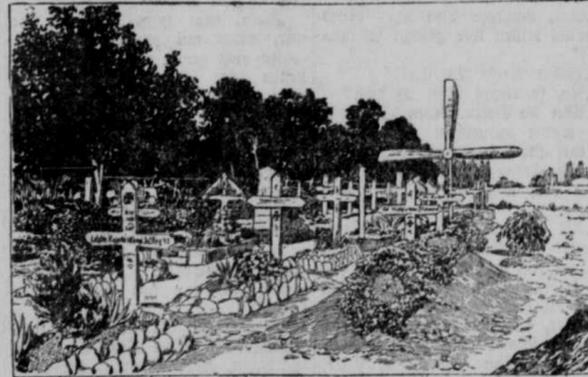
Wer das fröhliche, helle Triest der Friedenszeit gekannt hat, der wird sich jetzt bei der Ankunft am Abend nur schwer zurechtfinden. Kein Licht in den langen Häuserfronten, auf den sanften Hügeln, die die Stadt umsträngen. Im Innern zeigen noch ein paar schwache, nach oben abgeblendete Straßenlaternen den Weg an, am Meer entlang fehlen auch diese. Im schwachen Schimmer des Mondes, in einem seltsam unirdischen Halb Dunkel liegen die Paläste des modernen Triest, die Staatshallerie, das Mologebäude, das neue Riesenhotel stumm und leblos da, man glaubt in einer gespenstigen Wunderstadt zu sein, die jeden Augenblick in Nebel sich auflösen kann. Die Ratten von ein paar Schiffen tauchen auf — tot und verlassen auch sie, als hätte die Geistermannschaft des fliegenden Holländers sie in den Hafen geführt, um in tiefem Schweigen den Tag der Auferstehung zu erwarten.

Leises Stimmengemurmel, dunkle Schatten: die Triestiner, junge Burden, Frauen und Mädchen, zwischen ihnen auch hier und da ein Mann, sitzen in Gruppen auf den Steinplatten des Molos und auf den eisernen Pfählen der verlassenen Schiffshalteplätze, suchen etwas von dem kühleren Hauch zu erhaschen, der manchmal für einen Augenblick vom Meere hereinweht. Aller Augen blicken in dieselbe Richtung: über die Bucht hinweg auf den dunkleren Streifen des Horizonts, der von Monfalcone bis zur Sdobbamündung reicht. Dort gibt es immer etwas zu sehen; Leuchtkegel steigen in die Höhe, stehen über dem Meer wie ein fremder Stern und verlöschen wieder, dann blitzt ein italienischer Scheinwerfer tastend durch das Dunkel, sein weißer Strahlenkegel ruht einen Augenblick am Firmament, und wenn er verschwindet, lastet die Finsternis doppelt unheimlich auf den Wassern.

Und unablässig, bald lauter, bald schwächer, brummen die ernen Geschütze ihre einfürmige Wahmohdie Krieg, namentlich aber der am Jonzo, lennt keinen Feierabend. . . .

Ein Spaziergang durch die halbdunklen Straßen, hinauf zum Boschetto, zu der schönen Gartenanlage, die sich am untersten Hang der Opicinahügel entlang zieht. Neben schwarze Nacht in den Alleen, unter den dichtbelaubten Bäumen, an denen kein Blatt sich rührt. Jemand singt ein Mädchen mit etwas schriller Stimme ein italienisches Lied, die Freundinnen fallen in den Kehrreim ein. Der schmetternde Tenor, der sonst bei keiner dieser in weichen Ländern so beliebten musikalischen Abendunterhaltung fehlt, ist diesmal nicht zu hören. Wer weiß, wo er ist — vielleicht dort drüben in der Granathöhle von Doberdo, vielleicht in Galizien, vielleicht . . . still, wozu daran denken? Das Mädchen singt ja auch kein lustiges Lied, als ob nicht ein paar Kilometer von hier die Kanonen donnerten, als wäre diese schwer lastende Finsternis der Stadt irgend ein fröhlicher Karnevalscherz und nicht eine Maßregel blutigster Vorfahrt. Wenn jetzt wirklich ein Flieger käme, wäre die Sängerin sicher mehr neugierig, als erschrocken. Aber seit ein paar Tagen schon hat sich keiner mehr sehen lassen.

Da droben auf der Terrasse scheinen Leute zu sitzen. Wir steigen hinauf, entdecken einen Gasthausgarten unter großen Bäumen, der natürlich finsternis ist, wie die ganze Stadt. Ein alter Kellner taucht aus dem Dunkel auf, bringt irgend etwas in Gläsern, das sich nach dem Geschmack als Wein erweisen läßt. Sehen kann man das



Deutscher Soldatenfriedhof in Meskub, Rechts ein Fliegergrab mit einem Propeller als Kreuz.

nicht, denn es ist so finsternis, daß kaum die weißen Kleider der nächsten Nachbarinnen durch den Mondschatten schimmern. Hier und da leuchtet ein Taschenlampe auf, in dieser Zeit der notwendigen Verbrauchsgegenstände der Triestiner. Alles spricht gedämpft, als ob das Dunkel und die Stille zusammengehörten. Und bei Zeiten bricht man auf, um nicht erst von den patrouillierenden Wachen nach Hause geschickt werden zu müssen. Ueber den finsternen Molo geht's zurück zum Hotel. Die schwere Flügeltür öffnet sich, einen Augenblick lang huscht ein breiter Streifen hellen Lichts über die weißen Steine des Pflasters. Hier drinnen ist alles helle und fröhlichkeit, die nach dem düsteren Anblick der dunkeln Stadt doppelt hinführend wirkt. Diese Ho-



Auf selbstgegründeten Stählen am selbstgegründeten Tisch.

telhalle mit den marmornen Säulen und der weißen Stuckdecke ist die heimliche Felten und in langen Abständen erfüllte Sehnsucht all der jungen Offiziere, die da droben auf den Jonzobergen fechten. Sie ist ihnen das Sinnbild der Zivilisation, von der im Granathagel keine Rede mehr ist, der Mittelpunkt des Luxus und der Lebensfreude, die sie sich inmitten der immerwährenden Todesdrohung bewahrt haben. Ein Fest ist es für jeden, wenn er nach langen Wochen des nervengerrüttenden Stompfes für einen Tag nach Triest fahren darf, wenn er ohne Kriegsbart, mit glattem Gesicht, und in der besten Uniform an einem der Stroßstraßen sitzen, und sich überzeugen kann, daß es auf dieser Welt wahrhaftig noch Dinge wie eine Vanilleglace oder einen Sherry-Cobbler gibt und vielleicht sogar ein hübsches Mädchen, dem man erzählen kann, wie es droben in den Stellungen zugeht.

## Deserteure.

Sie sind, so heißt es in einer schweizer Korrespondenz, eine ganz eigenartige Spezies von Kriegsgästen, und das Erscheinen des ersten brachte unseren Behörden und ihren ausführenden Organen einwöchiges Kopfzerbrechen: was fangen wir nur mit diesen Burschen an! Schon bei ihm war ein prinzipieller Entschluß zu fassen, und was voranzusehen war, das geschah denn auch wirklich: dem ersten folgten in Kürze andere, in so kurzen Intervallen und mit solcher Häufigkeit, daß bald eine ganze Bevölkerungsklasse aus ihnen entstand. Die Wagemutigen waren entschieden die ersten. Keineswegs tanzten sie alle die Schweiz von einem früheren Aufenthalt her. Den meisten schwebte sie ganz einfach als Hort der Freiheit vor, so wie es ihnen in der Schule gelehrt wurde. „Und doch“, gestand einer von ihnen, der drei Nächte durch in der Richtung gelaufen war, in der er die Schweiz vermutete, und tagsüber sich vor jedem Entgegenkommenden versteckte, „als mich die Grenzwaage anließ, da schwand mir der Mut.“

Gleich bei Ausbruch des Krieges suchten Angehörige beider kriegsführenden Lager eine Zuflucht in der Schweiz, und auch als unser drittes Nachbarland in den Krieg eintrat, gab es Fahnenflüchtige an uns ab. Es kamen welche, die bereits ihr Kriegskleid angezogen hatten, solche, die von der Arbeit weg, von der sie in den Krieg hätten ziehen sollen, ihr Heil in der Schweiz suchten. „Weil ich gegen den Krieg bin“, erklärte der

eine, „bin ich geflohen.“ „Eben weil ich den Krieg kennen lernte, mache ich nicht mit.“ Der so sprach, hatte am Chinaheldzug teilgenommen.

Kommen die ersten, die sich flüchteten, wirklich voraussehen, daß die Schweiz sie aufnehmen und beherbergen würde?

Sie hat es getan, und hat sie alle behalten, die bei ihr bleiben wollten, und hat damit den Geist wieder aufleben lassen, der unsere Freisäulen des Mittelalters schuf, den sie durch alle weltgeschichtlichen Ereignisse hindurch festhielt. Wohl fehlte es nicht an Verboten, die Fahnenflüchtigen einer Strafe zuzuführen. Aber alles scheiterte an dem Standpunkt, an dem auch die Denunziationen gegen Refraktäre abprallten, an dem Standpunkt: an diesen Leuten hat vorläufig niemand ein Recht. Und deshalb wird auch den Konsulaten der Name ihrer flüchtigen Landestinder vorenthalten.

So gehören denn die Fahnenflüchtigen zu uns. Ueber ihre Mittel- und Schriftlosigkeit hat man sich hinweggeholt und sie unserm Staatsverband einverleibt. Aus ihrer Anwesenheit aber ist ein Fürsorgeort entstanden, das eines unserer weitestgehenden ist, und unsern militärischen Behörden zu aller Ehre gereicht. Sie sind es, die dem Mann zu einem Fortkommen helfen und die ihn, wenn nötig, ins Spital weisen, für Arbeit und Unterkommen sorgen, und als einzige Sicherheit verlangen, daß er sich in bestimmten Intervallen der Ortsbehörde oder irgendeiner Kontrollstelle zeige. In der Weltgeschichte dieser Fürsorge lernen wir einen Teil unserer Heerespolizei kennen. Zwar geben nicht alle Deserteure durch ihre Hände, sondern nur die, welche in dem von ihr besetzten Gebiet auftraten; während solche, die sich an anderen Stellen zeigten, von anderen Instanzen aufgenommen werden. Die Heerespolizei bringt jeden ihrer „Findlinge“ nach Bern, von wo aus weiter für ihn gesorgt wird.

Ein Stolz Akten und ein Arsenal voll Uniformstücken erzählen uns Bände. Die erste Arbeit ist, dem Flüchtigen jedes Kleidungsstück, das an den Krieg erinnert, abzunehmen, um sie durch Zivilkleider zu ersetzen. Sogar die beiden Kuffen, die mitten im Winter den Rhein durchschwammen, mußten ihr Käppi — außer dem Hemd das einzige Bekleidungsstück — im Arsenal deponieren. Auch Zeltklischee und Säcke, mit denen Flüchtlinge über den Fluß kamen, schmüden den Ort. Eine Stätte der Ironie — nem, des Friedens! Deutsche, französische, russische, belgische, italienische Mützen, wahllos ineinander geschoben, bilden zwei hohe, far-



Vier-Pagat im Stulati-See.

benbunte Stöße. Schühend thronen über ihnen schwere, mattfunkelnde Stahlhelme, Wandstiefelhosen aus verschiedenen Lagern, rote Hosen, die die Vorsicht schwarz färbte, Khaki, Feldgrau, breite und schmale Passenpolsterungen, nur das eine ist diesen Weinleibern allen gemein: eine starke Abmagerung und eine Knochenskelette. Die Geschichten erzählen! Unter der Reihe verschiedenfarbiger Röcke stehen zwei hervor: ein treffensgezeichnetes, sigaröförmiges Wams und eine breite Leibbinde: beide weisen in den Orient, ihre Befitzer, Albaner, kamen aber von Frankreich her. Noch ein Stück fällt auf: ein Kittel und eine Hofe, Attribute eines Karnevalscherzes? Ach nein, der mit ihnen über die Grenze kam, hatte sie aus seiner Uniform zurechtgeschnitten, obwohl ihm eine Schladt kurz zuvor einen Finger kostete, und er keineswegs Schneider war. Scherenscheitend schlug er sich durch das ganze kriegsführende Land. Ja, jedes einzelne Stück spricht, deutet, erzählt, am eindringlichsten aber vom fleisch leidenden Menschen! „Unüberwindliches Heimweh“, bezeugt die vollständige Uniform eines Kavalleristen, die einen Ritt von Belgien bis nach Basel mitmachte. „Aus jort von diesem Kriegsgemümel“, betunden die vielen kompletten Ausrüstungen, bei denen nicht die Patronenlosche, nicht der Brotsack fehlt. Die einzelnen Stücke aber sprechen von dem mitleidigen Sinn der Grenzbevölkerung, denn sie wurden fast alle durch Kleidungsstücke, die dem Deserteur von diesen gegeben wurden, vervollständigt. An einem Mantel, für uns ein Kuriosum, da er an der Innenseite eine Vorrichtung für Handgranaten trägt, hat eine mitfühlende weibliche Hand noch schnell anstelle der Knöpfe einige Stednadeln befestigt.

Aber auch jenseits der Grenze findet der Flüchtende Erbarmen. Bierzehn Tage, erzählte einer von ihnen, verborg ihn ein ihm fremdes einfaches Mädchen, bis es das Geld zu einigen Kleidungsstücken zusammen hatte. Und das Lob der Bauerin, die den Flüchtenden bei sich aufnimmt, ihn speist, dem Schranke ein Kleidungsstück, eines ihrer im Kriege weilenden Söhne einnimmt und es dem Wildfremden gibt, tönt aus allen Ländern zu uns. Und die Uniform? Nicht allen war es möglich, sie mit der Post zurückzuschicken: ein Ausweg, den viele betreten. Die meisten lieben sie, der Not gehorchend, irgendwo zurück, im Wald, in einer Höhle.

Den Grund der Flucht vernimmt man fast ausnahmslos erst nach langer Zeit. Denn der Deserteur ist verschlossen, wortfarg, nicht zum wenigsten aus Misträuen und aus Vorsicht. Auch eine gewisse Erbitterung spielt mit. Besonders bei dem, der infolge eines Streites mit einem Vorgesetzten sich davon machte, — und es gibt viele solcher. Dann auch, weil die Ereignisse auf ihn einwirkten. „Elf Jahre und drei Monate Zuchthaus erwarten mich, wenn Ihr mich ausliefert“, vertraute einer angstvoll dem Heerespolizisten an. „Denn ich habe Gehorsams- und Achtungsbeweiigung begangen gegenüber meinem jungen Leutnant.“ Kummer und Sorgen um die zurückgelassene Familie — sie überrönt nicht selten die Stimme des Gewissens. „Die Meinen

kriegen keine Unterstützung“, der Mann, der dies sagte, war fünf Tage durch truppenbesetzte Gegenden gelaufen in der Angst um das Schicksal der Lieben.

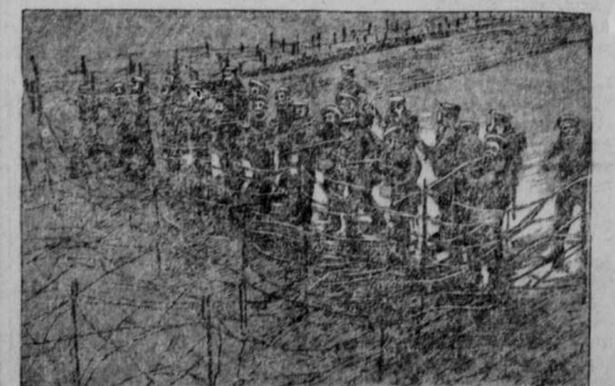
Und die vielen, vielen jungen Leute, die die Abenteuerlust zu Freiwilligendienstleistungen verleitet, und die Geisteskräfte, bittere Reue und andere Enttäuschung nun wieder über die Grenze trieben. Von Anfang an trat auch der Typ auf, der flüchtete, um auf dem Weg durch die Schweiz sein eigenes oder das Land der Verbundenen wieder zu erreichen und dort weiter zu kämpfen. Er schleppte sich aus dem Lazarett durchs ganze feindliche Land, er flüchtete aus einem Gefangenenlager. Nicht Gefahr, nicht Strapazen vermodeten ihn in seinem Entschluß richtig zu machen. Gar manchen schüttert noch das Fieber. „In meinem Heer, bei meinen Leuten, wird es mich schon verlassen!“ Die zuständigen Stellen suden ihren Wunsch zu erfüllen; die Heerespoli-



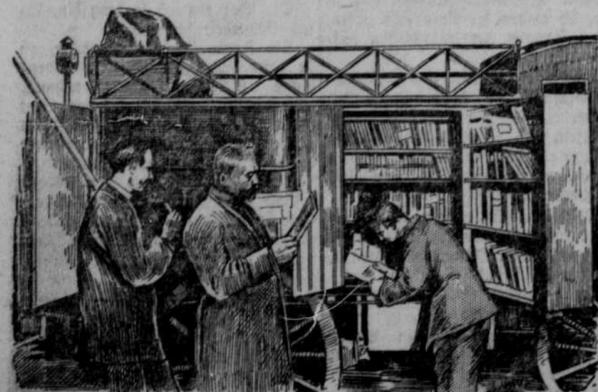
Österreichisch-ungarische Kavallerie-Requisitarpatrouille an der rumänischen Grenze.

zei bringt den Mann bis an die Grenze, übergibt ihn dort der Wache, und hat damit alles, was sie tun konnte, erfüllt.

Bei einigen hat sich der Polizist gegen Handgreiflichkeiten zu wehren. Der Krieg ist keineswegs wilderer der Sitten. Oder erkennt die Polizei in dem Soldaten, der flüchtend sich in ihren Schutz begeben, einen mehrfach Vorbestrauten, einen Langgejuchten, einen alten Bekannten, sogar einen, dem eigentlich die Schweiz verboten ist? Selbstverleib aber ist eine Mutter mit unendlicher Geduld. Auch die unartigen Kinder behält sie, aber sie froxt sie, wenn sie es verdienen, sorgt, wenn nötig, dafür, daß die Allgemeinheit nicht zu sehr unter ihnen leide, und speert sie wie ihre eigenen Kinder eine zeitlang in eine ihrer Anstalten ein. Sie weiß auch, daß sie manchem, der sich flüchtete, um bei ihr zu bleiben, nicht volles Vertrauen schenken darf. Deshalb erlaubt sie nicht jedem, da zu leben, wo er gerne möchte, z. B. in der Armeezone. Wie viele solcher Kinder sind heute aufgenommen, darüber existiert keine Statistik. Sie verteilen sich über das ganze Land und bilden nur da eine kleine Kolonie, wo ein Unternehmen, eine Arbeitsgelegenheit sie zusammen führte.



Marine-Infanterie, mit Schutzmasken gegen Gasangriffe ausgerüstet, vor den Drahthindernissen. (In Flandern.)



Die schäbste Kriegsblücherrei: Blü. in das Innere eines Wägereiwagens.